

IZPP | Ausgabe 2/2011 | Themenschwerpunkt „Liebe und Hass“ | Editorial

Editorial zum Themenschwerpunkt „Liebe und Hass“

Wir freuen uns, Ihnen heute die aktuelle Ausgabe der IZPP mit dem Themenschwerpunkt „Liebe und Hass“ vorstellen zu dürfen.

Das ausgewählte Thema hat uns selber während der Vorbereitungsarbeiten nachhaltig beschäftigt. Bereits im Call for Papers hatten wir die Frage aufgeworfen, ob Liebe und Hass als polar gegensätzliche Begriffe aufzufassen sind: Ist Liebe wirklich das Gegenteil von Hass und umgekehrt? Heute würden wir auf die Frage anders eingehen.

Zwar scheint die Gegensätzlichkeit der Begriffe in alltäglichen Kontexten gängig. Aber es liegt vielleicht an der Bedeutungsbreite der Begriffe, dass sich diese Polarität bei genauerer Anschau nicht immer aufrecht erhalten lässt.

Wir begegnen im Leben oft Phänomenen, die wir als Gegensätze wahrnehmen. Hell und Dunkel etwa könnte so ein Begriffspaar sein. Bei genauerer Untersuchung finden wir aber immer nur „mehr oder weniger“ Licht: Dunkelheit ist die Abwesenheit von Licht. Könnte uns dieser Vergleich etwas über die Liebe sagen, oder den Hass?

Vielleicht ja, aber nicht genug. Ein anderes Gegensatzpaar ist Hoch und Tief. Im Lateinischen wird für beide Phänomene ein Wort verwendet: *Altus*. Wussten die Römer, dass Hoch und Tief das gleiche Phänomen darstellt, nur aus unterschiedlichen Perspektiven: Dass der Berg eben nur so hoch sein kann, wie er tief ist, nämlich mehr oder weniger?

Vielleicht liegt das Missverständnis allerdings nicht in den Begriffen „Liebe und Hass“ begründet, sondern im Begriff des „Gegensatzes“. Stellen wir diesen in einen scheinbar völlig anderen Kontext, so werden wir in unseren alltäglichen Begrifflichkeiten stutzig: Was ist der Gegensatz zu einem Baum? Wohl am ehesten *kein* Baum.

Ist das Gegenteil von Liebe das Fehlen derselben: *keine* Liebe?

Vielleicht gibt es gar nicht so viele Gegensätze in unserer Welt, wie wir meinen. Vielleicht ist „Liebe und Hass“ also kein polares Paar, sondern das Fehlen von Liebe die Voraussetzung für Hass. Aber ist der Hass alles, was eine nachlassende oder fehlende Liebe hinterlässt?

Der Autor des Gedichtes in dieser Ausgabe der IZPP berichtete, ihm habe sein Schreiben dabei geholfen, dass aus Wut nicht Hass wurde. Offenbar könnte also auch Wut eine Reaktion auf das Gefühl des Verlusts oder des Nachlassens einer Liebe sein. Vielleicht ist das Fehlen von Liebe Grundlage für noch viel mehr an Gefühlen: Wie fühlt sich eine vergangene Liebe von damals heute an? In welchem Verhältnis stehen Trauer, Wehmut oder Sehnsucht zur Liebe?

Vielleicht aber ist es noch anders um Liebe und Hass bestellt, als hier angedeutet. Es ist wohl die Größe der Worte, die uns Schwierigkeiten macht. Und es ist die Größe dessen, was sie beschreiben wollen: Die Begriffe versuchen etwas auszudrücken, was für eine Beschreibung zu groß ist. Und doch stellen sie etwas dar, was wir erleben können. Im Ringen um einen passenden Begriff für das, was wir erleben, erfahren wir von der Größe dessen, was wir erleben, ohne diese Größe ganz zu erfassen – oder gerade *weil* wir sie nicht ganz erfassen. Allen Beiträgen der vorliegenden Ausgabe zum Trotz bleiben doch unsere *Erlebnisse* der „Liebe“ begrifflich nie ganz erreicht.

Das Gewährwerden von Unfassbarkeit: Dass wir die Grenzen der Liebe begrifflich und wissenschaftlich nicht erfassen können, klingt romantischer, als es vielleicht einer Fachzeitschrift angemessen erscheint. Fassen wir aber den Begriff Romantik genau in diesem Sinne auf: Der Anblick eines Sonnenuntergangs wird romantisch, wenn wir voraussetzen, dass wir ihn nie ganz erfassen können; dass er mit der Darstellung noch so vieler physikalischer Voraussetzungen stets nur unvollständig beschrieben ist; dass es in diesem Anblick stets etwas gibt, was über uns und unsere Erkenntnis hinausgeht und allenfalls spürbar ist: Ist solche Romantik unvernünftig, unwissenschaftlich?

Und so die Liebe: Ist es unvernünftig, von ihr als unfassbarem Erleben zu sprechen? Oder ist die Ahnung von dieser Unfassbarkeit nicht Voraussetzung dafür, das Hintergründige – wie auch immer – erkunden zu wollen? Also letztlich auch Voraussetzung für eine leidenschaftliche Forschung und Wissenschaft?

Für die Herausgeber bleibt es Herausforderung, diese „geistigen“ Zugänge zur Welt den empirischen zur Seite zu stellen – im Glauben, dass gerade die „romantische“ Auffassung von einer grundsätzlichen Unfassbarkeit der Welt eine Voraussetzung bleibt für ein begeistertes Forschen.

Am Beispiel der Liebe wiederum könnten wir erkennen, dass dieses Forschen oft genug in einem selber beginnt – was in der Zusammenstellung der verschiedenen Beiträge einschließlich Kunst und Lyrik deutlich werden sollte.

Michael Cölln, Ulla Holm und Udo Röser erkennen in der „Psychodynamik der Unfriedlichen“ den Ausgangspunkt für die psychologische Begründung einer Streitkultur, die auf Dialog und nicht auf Durchsetzung aufbaut. Nicht zuletzt lassen sich hier zur Weiterführung dieses psychologischen Ansatzes die Theorien von Jürgen Habermas und Axel Honneth heranziehen. Dabei zeigt sich, dass Intimität und intimer Dialog Schlüsselbegriffe zur Formulierung eines „Lernmodell Liebe“ (Cölln) sind, das einerseits die psychische Funktionalität von Streit betont und andererseits die Konfliktlogik paardynamischer Verflechtungen als Anstoß für ein sinnbezogenes dyadisches Lernen voneinander hervorhebt.

Im Gegensatz zur ‚Liebe‘ stellt ‚Hass‘ in der Pädagogik eher ein ‚Unthema‘ dar, wie insbesondere die Tradition der Reformpädagogik zeigt, die die ‚Liebe‘ zum Kinde tendenziell absolut setzt. In diesem Zusammenhang gilt es für **Detlef Gaus und Elmar Drieschner** zunächst einmal einen metatheoretischen, kritischen Standpunkt anzunehmen, der auf der hier vorgestellten These beruht, dass Liebe und Hass als zwei Schalen einer Waage vorzustellen seien. Gerade, weil ‚Hass‘ als Abwehr, als verdrängte Aggression, als reaktiver Hass in einem positiv überhöhten Liebes-Deutungsmuster nicht thematisiert werden darf, wird er sich umso mehr manifestieren. Diese Manifestation äußert sich für D. Gaus und E. Drieschner über den Umweg einer Institutionenkritik an stetigen Formen der Erziehung.

Für **Hendrik Holm** steht die Liebe in engem Bezug zur Freiheit, allerdings nicht zu einer moralischen Freiheit im Sinne Kants, sondern zu einer existenziellen Freiheit, die die Kunst zu gewähren vermag. In der Kunst kann der Liebende eine Sprache finden, die nicht nur seine Liebe, sondern auch die mit ihr einhergehende Einsamkeit ausdrückt und ihm damit etwas von der Schwere des melancholischen Existenzdrucks des Liebenden. Dies ist keine bloße Leistung der Distanz, sondern hier zeigt sich vielmehr, wie H. Holm im weiterdenkenden Anschluss an Schelling, Nietzsche und Heidegger herausstellt, dass Kunst und Liebe philosophisch untrennbar miteinander verbunden sind – vielleicht eine gute Basis, von der aus der künstlerische Beitrag von **Don Ebko** oder auch das anonyme Gedicht als lyrischer Beitrag zum Thema verstanden werden können.

Mit George Bataille geht auch die Philosophin **Claudia Simone Dorchain** davon aus, dass Emily Brontë mit ihrem Roman *Sturmhöhe* eine Strahlkraft entfaltete, die Nachfolgenerationen faszinierte. Doch haben wir es für C. S. Dorchain bei dieser „mit dem Todbar-Sadistischen des Heiligen vermischten Erotik“ keineswegs mit einer Zäsur inmitten einer vorgängig vielleicht nur naiv-beschaulichen Liebesliteratur zu tun. Die Originalität des philosophischen Konzepts der *Sturmhöhe* liegt für Dorchain vielmehr in der irritierenden Darstellung der Gewalt in all ihren Formen, die eine Dimension des Mythisch-Unwägbaren erreicht. Dabei geht es nicht in erster Linie um die so genannte „dunkle Seite der Liebe“ (Bataille) oder um die Problematisierung möglichen Sadismus (Nussbaum), sondern diese Seite wird vielmehr zur Illustration des Bösen und somit eines metaphysischen Systems verwendet – als eine Umkehrung der christlich-platonischen Auffassung von Liebe als Erkenntnishilfe. Dabei geht es C. S. Dorchain in ihrem Beitrag insbesondere darum, das *Wie* und das *Warum* dieser Umkehrung zu verdeutlichen.

In einem soziologischen Beitrag von **Benjamin Hintz** haben wir es aus der Perspektive der Systemtheorie Niklas Luhmanns bei Liebe weniger mit einem Gefühl als vielmehr mit einer Gefühlsdeutung zu tun, die auf Kommunikation beruht und uns allererst wissen lässt, was als Liebe zu interpretieren ist und was nicht. Die gängige Interpretation von Liebe als Gefühl gibt dennoch einen Hinweis auf die Besonderheit von *passionierter* Intimität. Liebe motiviert, die Festlegungen anderer zu akzeptieren, doch überredet sie nicht in erster Linie zu bestimmten Handlungen, sondern zu einem sowohl unbestimmten wie ins Einzelne gehenden nicht wahrheitsfähigen Erleben. Für die einzelnen Subsysteme der Gesellschaft ist der Mensch nur als Rollenträger relevant. In der Liebe aber wird er als ganzer Mensch akzeptiert. Hier, und nur hier, ist alles Erlebte auch für den Geliebten relevant.

Igor Nowikow stellt in seinem Beitrag die Frage nach dem Verhältnis von Liebe und Hass zur Freiheit des Menschen. Galten zumindest in der philosophischen Tradition Kants – von wenigen Ausnahmen wie etwa Max Scheler u.a. abgesehen – Gefühle aus philosophischer Perspektive eher als vernachlässigbar, so ist der christlichen Tradition eine solche Unterscheidung weitgehend unbekannt, da Liebe, Hass und Freiheit aufeinander bezogen werden. Um die Tiefe und existenzielle Bedeutung dieses triadischen Bezugs zu verdeutlichen, bezieht I. Nowikow die Geschichtenphilosophie von Wilhelm Schapp und das Denken von Augustinus und Dostojewski in seine Überlegungen mit ein. Dabei zeigt sich, dass der abendländisch-christliche Bezug von Liebe, Hass und Freiheit des Menschen in die wissenschaftliche Diskussion mit eingebracht werden muss, will man die Frage nach Liebe und Hass in der Moderne allererst angemessen stellen.

Wir freuen uns, dass wir zu diesem Thema auch einen sehr lesenswerten Essay zugesendet bekommen haben: **Hinderk Emrich** zeigt uns, dass ein psychologisch-philosophischer Zugang zur Liebe nicht nur auf der verbalen Ebene, sondern auch in einer künstlerisch-filmischen Inszenierung möglich ist. So erscheinen in diesem

Aufsatz Philosophie, tiefenpsychologische Deutung und künstlerischer Umgang mit dem Thema als Verbündete im Sinne fruchtbarer gegenseitiger Ergänzung, um diesem großen Begriff möglichst nahe zu kommen. Das Verständnis des Autors von Liebe als einer „besonderen Lebensform innerhalb der Nähe-Distanz-Regulation“ führt den Begriff der Berührung ein und versucht, diesem eine angemessene Bedeutung zuzuschreiben. Leider ist es in einer frei zugänglichen Online-Zeitschrift aus urheberrechtlichen Gründen nicht möglich, die Filmszenen als bewegte Bilder darzustellen. Als Herausgeber sehen wir in Emrichs Beitrag aber eine Aufforderung oder Empfehlung, die angesprochenen Filme unter diesem Aspekt (noch einmal) anzusehen, um so nicht nur unsere Gedanken, sondern im wahrsten Sinne unseren *Blick* auf die Liebe zu lenken.

In **Martin Wedigs** Beitrag wird einleitend ein umfassender Bezug auf die antike Mythologie genommen, der ungeachtet der eigentlichen Intention des Autors daran erinnert, dass die Gottheiten der alten Griechen mitnichten von ausschließlicher Güte oder endloser Macht waren, sondern vielmehr hoch symbolische Verdichtungen menschlicher Sehnsüchte, Ängste, Ideale und Beziehungsmuster darstellen. Der Übergang von der antiken Götterwelt auf die antiken Philosophen gelingt dem Autor nahtlos, um schließlich die antike Welt ganz zu verlassen und ihr unser Heute entgegen zu stellen. Gerade diesen Kontrast, den großen zeitlichen Abstand zwischen den historischen Grundlegungen der eigenen Kultur und der heutigen Welt, scheint der Autor nutzen zu wollen, um über die rein gedankliche Erkenntnis hinaus nun auch emotional spürbar werden zu lassen: „An die Stelle der Spielgruppe ist die Gruppe der Spieler getreten. Liebe wird nicht gelernt, sondern programmiert. Die Feinde sind monströs und Hass ist eine spielimmanente Emotion geworden.“ Sein Beitrag mündet so nach manchem scheinbar sachlichen Wort in einem sehr berührenden Ausgang, dessen Nachhall beim Leser einiges (bewusst?) offenlassen dürfte.

Die IZPP hat zwar regelmäßige Themenschwerpunkte, als Herausgeber freuen wir uns aber auch ausdrücklich über die Zusendung von Manuskripten zu anderen Themen, die sich mit der inhaltlichen Grundausrichtung der IZPP vereinbaren lassen. So sandte uns **Sigbert Gebert** eine Originalarbeit hinsichtlich der „Grenzen des Verstehens“ zu, die sich der Bedeutung der Sprachphilosophie in Psychologie und Psychiatrie widmet. Er geht dabei auch auf konkrete psychiatrisch beschriebene Zustände ein und zeigt, dass auch die neuere Philosophie plausible Ansätze anbietet, um gesundes und krankes Erleben und Verhalten zu verstehen – und doch Schwierigkeiten mit biologisch verursachten psychischen Problemen hat. Gebert kommt zu dem Schluss, dass die Philosophie bei ihrem Fragen jedoch stets auf das Rätsel des sich aus dem Nichts entfaltenden Seins stößt – und damit auch auf die Frage, ob sich das Leben lohnt. Im Gegensatz zu einer auch *gesellschaftlich* verantwortlichen Psychiatrie kann die Philosophie hier die *individuelle* Freiheit, jede Entscheidung, auch die für den Tod, anerkennen. Die Philosophie ist in diesem Kontext für die Psychologie in letzter Instanz keine Verbündete.

Wir wünschen Ihnen, dass Sie die Lektüre der unterschiedlichen Aspekte und Positionen auch dieses Mal als Herausforderung genießen können, vielleicht gerade in Anbetracht eines unmittelbar bevorstehenden „Festes der Liebe“.

Mit den besten Wünschen zu den bevorstehenden Feiertagen

Bad Schwalbach und Mainz im Dezember 2011

Udo Röser (Gastherausgeber), Wolfgang Eirund und Joachim Heil